HEYNE

Zum Buch

Bob bremste an der roten Ampel vor der S-Bahn-Brücke an der Max-Brauer-Allee.

»Weißt du noch, wie du Josephine den Bauch massiert hast, an dem Abend, als wir uns kennengelernt haben?«

»Klar, wie könnte ich das vergessen? So wie die gepupst hat«, sagte er und sah mich gutgelaunt an. Das war übrigens eine der Geschichten, die Josephine nicht gern hörte. Kein Wunder. Sie war inzwischen »aus dem Gröbsten« raus.

»Ich glaube, ich hätte auch gern bald so was Kleines, Pupsendes«, sagte ich, während er wieder nach vorn zur Ampel sah, die in dem Moment auf Grün umschaltete. Nur Bob schaltete nicht. Weder aus dem Leerlauf in den ersten Gang noch von Stille auf Reden.

»Echt«, sagte er schließlich und ich wurde langsam nervös. Nicht, weil das keine klare Antwort auf meine nicht klar gestellte Frage war, sondern weil hinter uns mindestens fünf Autos hupten.

»Ja«, sagte ich und drehte mich kurz nach hinten um. »Wollen wir?«, fragte ich ihn – und diesmal meinte ich, dass er jetzt gerne wieder Gas geben durfte.

Zur Autorin

Tina Wolf wurde 1973 in Norddeutschland geboren. Sie machte ein Volontariat als Online-und On-Air-Redakteurin bei RTL, moderierte dort und arbeitete parallel als Autorin. Seit mehr als zwölf Jahren arbeitet sie beim Fernsehen. Tina Wolf lebt mit ihrem Mann und ihrem Sohn in Hamburg. Sie läuft, praktiziert Yoga und isst leidenschaftlich gern alles, was ihr Mann kocht. Mehr über die Autorin unter www.tinawolf.net und auf facebook unter »Autorin Tina Wolf«.

Lieferbare Titel

Kein Kind ist auch (k)eine Lösung

TINA WOLF

Mit zwei Pampelmusen auf den Himalaya

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Holmen Book Cream* liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 02/2014
Copyright © 2014 by Tina Wolf
Copyright © 2014 by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2014
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München,
unter Verwendung der Fotos von
© Olena Chernenko/7E+/GettyImages und
© Tyler Edwards/Photodisc/GettyImages
Redaktion: Steffi Korda, Hamburg
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-41150-0

www.heyne.de

Für meine Lieblingsschwester Jana

1. Kapitel

»Sie müssen sich das so vorstellen: Da vorne …« Dr. Liechel drehte sich ein Stück mit dem Bürostuhl, auf dem er saß, und zeigte mit der linken Hand auf das dunkle Mahagoniregal hinter sich, das die gesamte Wand seines ansonsten karg eingerichteten Behandlungszimmers einnahm. »Das da, das ist der Himalaya!«

Ich sah erst das Bücherregal an, dann Dr. Liechel, dann Bob neben mir. Ungefähr in der Reihenfolge. Und ohne irgendeine Reihenfolge dachte ich: *Hilfe, der tickt nicht ganz richtig! Was mache ich hier? Und wie löst man sich jetzt in Luft auf?*

Das Problem war nur: Ich wollte ja was von ihm. Und zwar ein Kind. Also, nicht von ihm direkt. Natürlich von Bob. Wobei mir das inzwischen auch schon fast egal war. Hauptsache, ich wurde schwanger – irgendwie.

»Sehen Sie ihn?«, hakte Dr. Liechel nach. Ich schaute noch mal zu Bob, um sicherzugehen, dass wir uns das erstens nicht einbildeten und zweitens beide dasselbe dachten. Er reichte mir seine Hand. Dann nickten wir synchron in Richtung des Arztes.

»Wir sitzen hier unten, trinken gemütlich eine Tasse Tee und betrachten ihn«, fuhr dieser mit stoischer Ruhe fort.

Ich guckte mich im Raum um. Weit und breit kein Tee.

Prosecco wäre mir jetzt so oder so lieber gewesen. Oder einfach ein Kurzer. Oder zwei.

Dr. Liechel befand sich also am Fuße des Himalaya-Gebirges und nicht mitten in der Hansestadt Hamburg. Beeindruckt ließ er seinen Blick über die Bücherwand schweifen. »Ganz schön hoch, oder?«

Noch einmal nickten wir artig – wie zwei Kinder, die Angst hatten, bei der falschen Antwort aus dem Spieleparadies geworfen zu werden.

»Das wird kein Sonntagsspaziergang!« Unser Reproduktionsmediziner holte tief Luft, was vermutlich die Anstrengung unterstreichen sollte, die auf uns zukam. »Aber keine Angst, ich bringe Sie da hoch. Ich bin Ihr Bergführer. Sie können sich auf mich verlassen!«

Na super, jetzt ging's mir besser. Ich sah noch mal zum Bücherregal hoch und dachte: *Ich will nicht wandern, ich will ein Kind!*

Dr. Liechel blätterte inzwischen in dem Haufen Unterlagen, der sich vor ihm auf dem Schreibtisch befand: Zettel von der Krankenkasse, Zettel von unseren Hausärzten und Zettel von meiner Gynäkologin, dazu die gefühlt dreitausend Fragebögen, die wir zusätzlich hatten ausfüllen dürfen. Wer sich fortpflanzen will, muss lesen und schreiben können! Nach der Durchsicht stellte er selbstzufrieden fest: »Den nötigen Proviant haben wir dabei. Dann kann es ja losgehen.«

Mit diesen Worten legte er uns noch mehr Formulare vor, die wir alle unterzeichnen mussten, was wir mechanisch taten, ohne das Kleingedruckte auch nur eines Blickes zu würdigen. Ich überlegte, wo man eigentlich so einen Stempel herbekommt, der die eigene Handschrift in einer

Sekunde aufs Papier bringt. Den sollte ich mir unbedingt besorgen, für den Fall, dass das hier mit dem Papierkram so weiterging.

Unser Bergführer sah auf die Unterlagen der Krankenkasse und meine Rezepte, die er inzwischen ausgestellt hatte. »So«, sagte er sichtlich stolz. »Wir sind auf der Startbahn!« Dann legte er die Blätter in die Mappe, auf der unsere Namen standen, klappte sie zu und verkündete feierlich: »Jetzt rollen wir!«

Wir rollen?!, dachte ich und fragte mich im gleichen Augenblick: *Himmel, wie konnte es nur so weit kommen?*

2. Kapitel

Zwei Jahre bevor wir unseren Bergführer kennenlernen durften, wachte ich eines Morgens völlig verwirrt auf. Ich hatte einen seltsamen Traum gehabt. Es war ein Samstag Ende Mai. Ich erinnere mich noch ganz genau.

Ich war im Traum an einem Ort gewesen, an dem man Babys bekam. Allerdings nicht im herkömmlichen Sinne. Es war eine Art Supermarkt. Es gab eine lange Warteschlange, und in der stand ich. Überall waren Frauen, die bereits ihre fröhlich glucksenden Babys erhalten hatten, sie auf dem Arm hin und her schaukelten, lachten und sich freudestrahlend an mir vorbei auf den Weg nach Hause zu ihren himmelblau und rosa ausgestatteten Kinderzimmern machten. Als ich endlich dran war, blickte mich ein Mann in einem Arztkittel mit langem weißem Bart über den Rand seiner Brille prüfend an und sagte: »Es gibt leider keine mehr, gute Frau. Sie sind zu spät!« Dann schloss er die Flügeltüren eines großen Tores, welche sich wie aus dem Nichts plötzlich zwischen uns schoben. Er rief mir noch zu: »Da hätten Sie früher kommen müssen!« Mit diesen Worten fiel das Tor laut, schwer und endgültig ins Schloss.

Ich wachte ruckartig auf.

Es war ein sonniger Morgen. Aber daran lag es nicht, dass ich schweißgebadet neben Bob aufschreckte.

»Alles okay?«, fragte Bob mich mit kleinen, verschlafenen Augen. Ich nickte. Bob drehte sich wieder auf die Seite.

»Glaube ich zumindest«, murmelte ich mehr zu mir selbst, völlig benommen von dem Traum.

Was war das denn bitte, überlegte ich. Ich hatte schon lange Lust auf Kinder, irgendwie, irgendwann, nicht konkret, aber eben hin und wieder mal. Aber bisher nahm ich die Pille und hatte noch nie das Gefühl von Torschlusspanik verspürt. Komisch, was man sich manchmal so zusammenträumte.

Ich sah mich um und vergewisserte mich, dass ich wirklich wach war. Ja, das hier war unser Schlafzimmer. Die hellgrauen Wände. Die schwarz gerahmten Bilder, die auf der alten Kommode meiner Großmutter standen und seit vier Jahren auf ein paar Nägel warteten. Daneben die unterschiedlich großen, dicken cremeweißen Kerzen, die wir noch nie angezündet hatten. Unsere dunkelgrauen Vorhänge, die bis zum Holzfußboden herunterhingen und mich daran erinnerten, dass sie gern mal wieder gewaschen werden wollten. Und der weiße Designer-Stuhl neben der Tür, den ich durch einen Deal mit meiner Freundin Kiki für ein Zeitschriften-Abo bekommen hatte und von dem man im Grunde nie etwas sah, da sich darauf stets ein Haufen Klamotten türmte. Ich sah nach oben, wo nach wie vor eine blanke Glühbirne in der Fassung hing, seitdem Loretta, unser spanischer Putzteufel, auf die Idee gekommen war, die Deckenleuchte mit dem Staubsauger zu behandeln. Seitdem staubte unsere mühsam zusammengefrickelte »IQ-Lampe« auf dem Kleiderschrank ein. An besagter Lampe wäre unsere Ehe beinahe

gescheitert, weil sie bei der Lieferung flach und nicht rund gewesen war und aus zig Teilen bestanden hatte, die sich einfach nicht zu einer Kugel zusammenbauen lassen wollten.

Ich rutschte wieder unter die Decke und schloss die Augen. So richtig fit war ich doch noch nicht.

Wie viele Male war ich damals an dem Geschäft in einem meiner Lieblingsstadtteile Sternschanze vorbeigegangen und hatte mir die Lampe im Schaufenster sehnsüchtig angesehen? Den Preis allerdings auch, und den weniger sehnsüchtig. Dann hatte ich sie mir schließlich zum Geburtstag gewünscht. Bob war nämlich von der Sorte Mann, der man besser genau sagt, was man sich wünscht. Sonst kann es passieren, dass man rosa gehäkelte Topflappen bekommt.

Eine Überraschung war es also nicht gewesen, als er mir vor knapp drei Jahren an meinem 34. ein flaches, rechteckiges Päckchen auf die Bettdecke legte, neben ein Tablett, auf dem ein Herz aus Teelichtern brannte und ein Latte macchiato samt Zucker und Zimt stand. Gefreut hatte ich mich trotzdem wie ein kleines Kind! Ich weiß es noch genau: Wie wir uns nach dem Frühstück im Wohnzimmer auf den weichen Flokati gesetzt und angefangen hatten, die Lampe zusammenzubauen. Und da fing das Problem an. Ich bin die geborene Chaotin und dazu leider auch noch Gegnerin jeder Gebrauchsanweisung. Zum einen dauert es mir viel zu lange, alles durchzulesen, zum anderen bin ich zugegebenerweise etwas faul und immer der Meinung, die Dinge müssen so sein, dass sie sich von allein erklären. Daher versuche ich es meist einfach so. Und merke dann schnell, dass es einfach so nicht geht.

Das will ich mir allerdings in der Regel nicht anmerken lassen.

Solange ich allein war und etwas Neues ausprobierte, von dem ich keine Ahnung hatte, war alles in Ordnung. Nun saß mir aber damals an diesem eigentlich ganz schönen, sonnigen Augusttag ein braun gebrannter Analytiker in Bermuda und Poloshirt gegenüber, der alles erst mal in Ruhe durchlas, bevor er überhaupt etwas in die Hand nahm. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich schon mehrere der unzähligen weißen Plastikpuzzleteile zusammengesteckt und gedacht, ich wäre auf dem richtigen Weg.

Dem war aber nicht so, wie mir der Analytiker nach gründlichem Studieren des Beipackzettels zu verstehen gab. »Die Lampe heißt ja nicht ohne Grund IQ«, meinte er, schnappte sich die zusammengesteckten Teile, an denen ich zwanzig Minuten gesessen hatte, und nahm alles wieder auseinander. Okay, zugegeben, »alles« waren vier Teile. Aber immerhin! Ich kam mir vor, als säßen wir in der Sandkiste und er hätte meine Burg kaputt gemacht.

»Ach, und was möchtest du mir damit sagen?«

»Dass es etwas mit Nachdenken zu tun hat.«

»Hallo? Das habe ICH zusammengesteckt! Und stell dir vor: Ich habe nachgedacht, als ich die Teile zusammengesetzt habe«, konterte ich beleidigt, »die du gerade ohne Genehmigung einfach wieder auseinandergepflückt hast!«

»Die gehören genau andersrum zusammen, weil hier«, er zeigte auf den Beipackzettel, auf dem sich mehrere Zeichnungen für Schritt 1 bis 16 befanden, »die Schnur durchmuss für die Leuchte.«

»Aha«, machte ich eingeschnappt. Schließlich war ich

das Geburtstagskind und wollte bitte auch so behandelt werden. Dann nahm ich mir wieder zwei Teile. Ich schielte an den durchtrainierten Waden meines Mannes vorbei auf Schritt 1, ohne dabei ertappt werden zu wollen, und fing noch mal von vorne an.

Leider kam ich auch trotz des Schielens nicht weiter. Die kleine Bastelstunde endete für mich mit einem Anfall von schlechter Laune, noch bevor ich Schritt 3 erreicht hatte. Ich legte alles beiseite und stand auf.

»Warum musst du immer so schnell aufgeben?«, fragte Bob, während er sich mit dem Zeigefinger seine Brille wieder auf die Nase schob und zu mir hochguckte. Diese eckige Hornbrille trug zwar inzwischen jeder Hans und Franz, aber ihm stand sie einfach so gut, dass er die Invasion der Nerdbrillen bisher nicht zum Anlass genommen hatte, eine neue zu besorgen.

»Ich gebe gar nicht auf«, meinte ich genervt, weil er natürlich recht hatte: Mein Durchhaltevermögen bei solchen Dingen lag kurz über null.

»Was hast du denn?«

»Ich möchte nicht wie ein kleines Kind behandelt werden.« *Wie ein Geburtstagskind, aber nicht wie ein Kleinkind*, dachte ich im Stillen.

»Das tut doch keiner. Aber es macht keinen Sinn, etwas zusammenzubauen, ohne sich vorher die Anleitung angesehen zu haben. Du kannst ja auch nicht ohne Pilotenschein einen Airbus fliegen«, sagte er.

Schöner Vergleich.

»Ich mache uns lieber einen Kaffee«, entgegnete ich und ging in die Küche. Sie war der einzige Ort in unserer Wohnung, an dem ich mich definitiv besser auskannte als

er, auch ohne Anleitung. Ginge es nach ihm, würden wir nämlich jeden Tag Toast Hawaii essen. Seine Leibspeise.

Eine Missstimmung wie diese war bei uns eher die Ausnahme. Wir waren jetzt elf Jahre zusammen und stritten für gewöhnlich so gut wie gar nicht. Wir waren nur ein bisschen anders. Dafür waren wir bekannt. Der Analytiker und die Chaotin. Darüber hatte meine liebenswürdige Mutter schon am Tag unserer Hochzeit vor acht Jahren eine komplette Rede gehalten. Na ja, Gegensätze ziehen sich halt an. Außerdem waren wir immer noch sehr verliebt ineinander. Wer konnte das schon von sich behaupten?

Mein Geburtstag war auf alle Fälle dann doch noch richtig schön. Zumindest das, was davon übrig war. Denn Bob verbrachte den gesamten Vormittag auf dem Flokati, bis er mir sein Werk endlich stolz präsentierte. Und nun lag die Lampe für Hochbegabte eingestaubt auf dem Schrank. Man gewöhnt sich an so vieles, wenn man es nur lange genug ansieht.

Alles wie immer. Sehr beruhigend. Das hier war nicht ein leer gekaufter Baby-Supermarkt, sondern unsere Wohnung, in der es einen attraktiven Mann für mich gab, den ich – auch wenn er gerade mal wieder schnarchte – jederzeit noch einmal heiraten würde.

Vielleicht war mein Traum ein Wink mit dem Zaunpfahl? Dass ich Kinder mochte, war allgemein bekannt. Und in den letzten Monaten, das musste ich zugeben, hatte ich auffällig oft an diese kleinen Quaktüten gedacht. Außerdem hatte ich mich in letzter Zeit dabei erwischt, etwas zu lange in die Kinderwagen fremder Frauen zu starren. »Ja, ja, die lieben Hormone«, hatte mein schwuler

Freund Max bei unserer letzten Shoppingtour gesagt und mich leicht genervt von einem Kinderwagen weggezogen, in dem so ein entzückend kleines Bündel lag.

Bob und ich hatten schon öfter über Nachwuchs gesprochen. Dass wir Kinder wollten, war klar wie Klößchenbrühe. Es war nur irgendwie nie der Zeitpunkt da gewesen, an dem wir dachten: *Jetzt!* Während unserer Flitterwochen auf Sardinien hatten wir das erste Mal ernsthaft darüber gesprochen. Damals fanden wir, dass Mitte dreißig ein gutes Alter für ein Kind wäre. Nicht zu früh, nicht zu spät. Dann waren wir Mitte dreißig – um genau zu sein letztes Jahr – und hatten anderes im Kopf: die Eröffnung meines Fotostudios in Hamburg-Eimsbüttel, Bobs Karriere, unsere Reisen. Was auch immer. Das Leben war unbemerkt an uns vorbeigerast. Zumindest hatte ich in diesem Moment den Eindruck. Das Leben beziehungsweise die letzten Jahre … Na ja, außerdem hatte Bob es sich zum Ziel gesetzt, nicht mehr so oft fliegen zu müssen, wenn wir ein Kind hätten. Er wollte sich dann nach einer Position umsehen, die es ihm ermöglichte, sein Kind auch mal abends ins Bett zu bringen und nicht nur schlafend aufwachsen zu sehen. Und ich? Ich fühlte mich nie so, als wenn es jetzt unbedingt sofort sein müsse. Ich war doch noch jung! Eigentlich. Und wir genossen unser Leben auch so in vollen Zügen. Klar hatte ich schon beim Einzug in unsere Wohnung darauf geachtet, dass es genug Räume gab, und auf dem Stadtplan geguckt, wie viele Spielplätze in der Nähe vorhanden waren. Diesbezüglich war Eimsbüttel ein Mekka der Mütter. Ich wäre also auf alle Fälle nicht allein. Irgendwann würde ich dazugehören. Hatte ich immer gedacht.

»*Irgendwann« ist zu spät*, schoss es mir jetzt durch den Kopf. Ich war 36. In genau drei Monaten 37. Und ich träumte wirres Zeug!

Ich drehte mich nach links und betrachtete Bob. Er schlief tief und fest. Wahnsinn. Darum beneidete ich ihn. Egal, ob unten auf der Straße ein Presslufthammer donnerte oder über uns am Samstagmorgen um halb acht der Holzfußboden abgeschliffen wurde – Bob schlief. Im Gegensatz zu mir. Ich bekam demnächst vermutlich die Goldene Membership-Card von Ohropax verliehen.

Okay, an Augenzumachen war nicht mehr zu denken. Diese Babyausgabestelle hatte, obwohl sie nur ein Traum gewesen war, eine merkwürdige Stimmung bei mir hinterlassen. Ich schüttelte den Kopf, stand auf und machte mir in der Küche einen Latte macchiato. Den ersten. Als offizieller Koffein-Junkie brauchte ich immer drei. Sonst bekam ich Kopfschmerzen, vermutlich wegen des Entzugs. Vor dem ersten war ich nicht gesellschaftsfähig, nach dem zweiten langsam ansprechbar, und mein Hirn fing an zu arbeiten. Und nach dem dritten war ich satt. Das war ungesund, aber nicht anders machbar, da ich schwarzen Kaffee hasste.

Ich nahm die Dose aus dem Regal, öffnete sie und steckte die Nase rein. Hmm … Herrlich! Ich liebte den Geruch von frisch gemahlenem Espresso. Wenn nur endlich mal ein Parfüm mit diesem Duft erfunden werden würde! Ich drehte die kleine italienische Espressomaschine auf, füllte in den unteren Teil Wasser und in den metallenen Filter das Espressopulver. Mein morgendliches Ritual.

Während ich die Kaffeedose zurück ins Regal stellte, fiel mein Blick auf die eingestaubte Teepackung, die Heid-

run, meine Mutter, mir bei einem ihrer letzten Besuche geschenkt hatte. Irgendwas Gesundes, das mir nicht schmeckte. Das wusste ich, obwohl ich es nie probiert hatte. Ich hatte die Packung nur aus Höflichkeit noch nicht weggeschmissen.

Max meint übrigens, meine Kaffeetrinkerei sei eine Art »Rebellion« gegen meine Mutter, eine Teefanatikerin, die einem immer das Gefühl gibt, sie zu hintergehen, wenn man ihren Tee nicht trinkt. Als wolle sie sagen: Du sollst kein anderes Getränk haben neben mir. Schrecklich. Nun ja, ich hasste jedenfalls Tee – was psychologische Gründe hatte, wie Max meinte. Und der musste es wissen. Schließlich war er Seelenklempner. Mir wäre es lieber gewesen, er hätte sich an das Klischee gehalten und wäre Friseur geworden wie andere schwule Männer. Was hätte ich an Geld sparen können in den letzten Jahren! Die ganzen schönen Schuhe, die ich hätte kaufen können … Darüber durfte ich gar nicht nachdenken.

Die Espressomaschine fing an zu blubbern und zu zischen. Ich nahm einen der kleineren neuen Töpfe aus der Schublade neben mir und goss Milch ein. Jedesmal, wenn ich die Töpfe ansah, musste ich schmunzeln. Bob hatte das Topfset für sein emsiges Bonuspunkte-Sammeln beim Supermarkt bekommen. Er musste nur noch eine geringe Summe dazuzahlen. Aufgeregt wie ein kleines Kind bei der Weihnachtsbescherung war er vor einigen Wochen abends mit fünf Töpfen und drei Pfannen nach Hause gekommen. Als hätten wir bisher aus Dosen gegessen. Dabei hatte gerade er es alles andere als nötig, irgendwelche Punktekarten mit kleinen Aufklebern zu bestickern. Bobs Laufbahn als Unternehmensberater nahm

Formen an, die mich manchmal grübeln ließen, ob ich nicht doch hätte studieren sollen. Nichts gegen meinen Job als Fotografin, ich hatte schließlich sogar mein eigenes kleines Studio wenige hundert Meter von unserer Wohnung entfernt – aber bei ihm riefen wirklich am laufenden Meter irgendwelche Headhunter an und machten ihm Angebote, seit er ein großes Hamburger Familienunternehmen vor ein paar Jahren vor dem Bankrott gerettet hatte. Als jüngster Berater aller Zeiten mit Promotion. Mich rief lediglich hin und wieder mal mein Zahnarzt an. Weil die Zahnreinigung fällig war. Das unterschied uns.

Aber das machte Bob auch so sympathisch. Er konnte sich immer noch wie ein kleines Kind freuen. Und sei es über ein Topfset.

Ich schäumte die Milch auf, goss sie in eines der großen Gläser, die für alles taugten, und kippte den heißen Espresso darüber. Während ich zusah, wie sich Braun und Weiß in dem Glas vor mir langsam vermischten, überlegte ich, ob es nicht an der Zeit wäre, vielleicht doch mal was wie Detox, Fasten, Ayurveda oder so in Erwägung zu ziehen. Dabei musste ich notgedrungen wieder an meine Mutter denken. An sie und ihren Tee-Tick. Heidrun wüsste jetzt sicher sofort, welcher Tee der richtige wäre, um mal ordentlich zu entgiften. Obwohl sie selbst keinen Grund hatte, so asketisch, wie sie lebte.

Ich griff nach dem kleinen Zimt-und-Zucker-Behälter und streute eine ordentliche Ladung auf meinen Milchschaum. Allerdings nicht nur darauf, sondern auch noch daneben und auf den Fußboden, weil dieses blöde Gefäß meinte, umkippen zu müssen. Und während es kippte, hatte es sich dann noch spontan im freien Fall überlegt,

den Deckel zu verlieren. Na super. Während ich mich mal wieder über meine angeborene und offenbar unheilbare Tollpatschigkeit ärgerte, fegte ich Zucker und Zimt mit Handfeger und Schaufel vom Fußboden. Dann trat ich etwas zu heftig mit dem Fuß auf die Pedale des Mülleimers, sodass der Deckel mit ordentlich Karacho laut gegen die Wand knallte. Leicht genervt schnappte ich mir meinen Latte, bevor der auch noch umkippte.

Auf meinen dicken Wollsocken schlurfte ich durch den Flur, nahm mein iPhone vom Sideboard und machte es mir im Wohnzimmer auf dem Sofa gemütlich. Meine Güte, dieser Traum war irgendwie immer noch präsent! Er dachte überhaupt nicht daran, sich vom Acker zu machen. Ich hing sozusagen in einer Endlosschleife mitten im Abspann fest. Vielleicht sollte ich mal kalt duschen, um wach zu werden. Immer wieder dachte ich an diesen Moment, als der Arzt das Tor zugemacht und mir gesagt hatte, es wäre zu spät …

Zur Ablenkung machte ich schnell mein Handy an. Während ich einen großen Schluck trank, schaute ich in meine Mails. Kiki hatte geschrieben, wie schön!

Namaste! Wie geht es dir, meine Süße? Was macht das Fotostudio? Läuft es einigermaßen? Wie ist der Frühling in Hamburg? Ach, das ist ja alles so weit weg, so von diesem Leben hier entfernt! Zumindest noch … Du musst unbedingt mal mitkommen! Hier gibt es sooo viele schöne Motive, dass man gar nicht weiß, was man zuerst fotografieren soll. Bin ich froh, dass es Digitalkameras gibt, sonst hätte ich schon drei Rucksäcke voll mit Filmen. Du kannst dir nicht vorstellen, wie unglaublich fantastisch und entspannt es hier ist! Wie freundlich die Menschen sind! Vor allem hier

im Ashram, wo ich jetzt die zweite Woche bin. Eine ganz andere Welt …

Kiki war seit ein paar Wochen in Indien, machte dort schon vor Sonnenaufgang Yoga und verbrachte die Nächte auf unbequemen Bäumen. Das sollte sie näher an ihr Inneres bringen – hatte ihr Guru gesagt. Mich brachte es näher an die Vermutung, dass Yoga nichts für mich war. Zumindest nicht so.

Ich fühle mich so gereinigt, so frei, ich vermisse nichts. Kein Fleisch, keinen Fisch, kein Fernsehen. Das grenzt an ein Wunder! Das sind alles im Grunde Dinge, die uns vom Wesentlichen abhalten. Es tut so gut, hier zu sein. Glaub mir. Es gibt mir so eine Kraft! Vielleicht mache ich ein Yoga-Zentrum in Hamburg auf. Was meinst du? Ich glaube, das könnte ich mir gut vorstellen. Mein Rückflug ist übrigens leider schon Donnerstag. Ach, ich wäre gern noch geblieben … Wollen wir uns am Wochenende sehen? Ich melde mich, wenn ich gelandet bin! Fühl dich umarmt! Licht und Liebe, Kiki.

Ich stellte mir meine Freundin in bunte Tücher gehüllt und mit einem Bindi vor, so einem roten Punkt zwischen den Augenbrauen, wie ihn indische Frauen tragen, und musste schmunzeln. Kiki war seit Jahren auf der Suche nach irgendwas. Oder auf der Flucht. So ganz sicher war ich mir da nicht. Es gab kaum einen Flecken Erde, den sie noch nicht bereist hatte, kaum eine alternative Bewegung, die es ihr nicht angetan hatte. Sie war wie ein kleiner, bunter Vogel, der mal hierhin und mal dahin flog, je nachdem, wo gerade die Sonne schien oder der Wind sie hintrug. Ein ganz und gar fröhlicher Vogel, der angeblich immer im Auftrag eines Reisemagazins unterwegs war.

Das behauptete sie jedenfalls ihren Eltern gegenüber. Die nahmen unter anderem auch an, ihre einzige Tochter hätte Reisejournalistik studiert – ohne nachzufragen, ob es das überhaupt gab. Sie finanzierten Kikis lustiges Leben in der Hoffnung, aus dem wilden Ding würde etwas Anständiges werden. Schließlich sollte sie eines Tages die Firma übernehmen. Eine Brauerei. Hätten sie mich mal gefragt. Ich würd's machen. Ein Leben lang Freibier! Wer sagt denn da Nein? Kiki König tat es.

Noch wichtiger als das Fortbestehen der Firma war Kikis Eltern jedoch die Fortpflanzung ihrer Tochter. Aber ohne Mann kein Enkelkind, so viel hatten sie inzwischen verstanden. Von dem Mann war weit und breit nichts in Sicht, und das machte sie langsam nervös. Sie benahmen sich inzwischen, als hinge von Kikis Empfängnis das weitere Bestehen der Erdbevölkerung ab. In regelmäßigen Abständen stellten sie ihr, wenn sie mal wieder in Hamburg war und nicht durch die Welt tingelte, Männer vor. Beim letzten Mal war es der Sohn eines vermögenden Bekannten gewesen, der sicher ein netter Kerl war, aber wie sagt man so schön? Das Auge isst mit. Dagegen war der Prinz Dingensbummens von Schaumburg-Lippe ein Sexsymbol.

Mein Handy klingelte. Ich erschrak. Eine schielende Vera mit herausgestreckter Zunge erschien auf dem Display. Das Foto hatte ich an einem unserer Wochenenden gemacht. In einem Zustand, über den ich hier nur sagen möchte: ein herzliches Dankeschön an den Erfinder der Aspirin mit Sofortwirkung. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich nämlich gar nicht gewusst, dass es durchaus machbar und möglich war, mehr als zwei Tage am Stück einen

Kater zu haben! Weiß der Henker, warum es Kiki und Vera damals nahezu blendend gegangen war. Die hatten schließlich mindestens genauso viel getrunken wie ich. Zumindest Kiki. Sie war immer schon diejenige von uns, die am meisten trank. Und das, obwohl sie die Kleinste war. Außerdem ein Fliegengewicht. Das wiederum hatte echte Vorteile: Vera oder ich konnten sie auf dem Rücken zurück ins Hotel oder nach Hause tragen, wenn es denn mal sein musste. Seit dem Abi fuhren wir einmal im Jahr weg. »Frauenwochenende« hieß das Ganze und war zur Tradition geworden. Kiki, Vera und ich waren seit der 9. Klasse eine unzertrennliche Dreierbande. Ohne drittes Rad am Wagen.

»Hey«, meinte Vera und hörte sich an, als hätte nicht sie mich angerufen, sondern ich sie gerade geweckt.

»Warum klingst du, als wäre es drei Uhr morgens?«

»Weil mich einer meiner blonden Wecker heute Nacht fünfmal aus dem Schlaf gerissen hat, indem er mir seine kleinen, kalten Käsefüße in die Pyjamahose gesteckt hat. Beziehungsweise ins Gesicht.« Sie gähnte laut.

»Oh … und warum schmeißt du ihn nicht raus? Welcher war es denn?«

»Tom«, seufzte sie in den Hörer.

»Der ist doch …«, ich überlegte angestrengt, »fünf, oder? Hat er kein eigenes Bett?«

»Doch, aber irgendwie hat er noch nicht begriffen, wozu das in seinem Zimmer steht. Spätestens ab 1 Uhr schmeißt er erst eine Ladung Kuscheltiere in unser Bett und dann sich selbst hinterher. Und dann dreht er sich wie ein Uhrzeiger. Ich hoffe, das gewöhnt er sich ab, bis er ausgezogen ist, sonst wird er leider als Single alt wer-

den müssen. Das hält keine Frau aus. Zumindest ich nicht.«

»Und wenn du mal mit bei ihm im Bett schläfst? Dann wacht er um eins auf, sieht dich, ist beruhigt und pennt weiter. Das machst du eine Zeit lang, und irgendwann legst du einfach so eine aufblasbare Porno-Puppe neben ihn ins Bett. Das merkt der doch nicht!«

Ich fand meine Idee brillant.

»Super Tipp. Finden die im Waldorfkindergarten sicher auch total toll, wenn er denen erzählt, er hat eine nackte Gummipuppe im Bett, die so groß ist wie seine Mama, mit knallroten Wurstlippen, einem Riesenbusen und einem echten Pipiloch! Außerdem hab ich das schon gemacht.«

»Du warst bei Beate Uhse und hast …«

»Nein! Natürlich nicht. Ich habe mich nachts zu ihm gelegt, ohne Wurstlippen«, erklärte Vera. »Dafür mit verquollenen Augen am nächsten Morgen. Da ist er nämlich auch mitten in der Nacht aufgewacht und meinte total ernst, er würde den Wolf und den Bären nehmen und ich solle mir Ernie und Bert schnappen, wir müssten jetzt rüber zu Papa. Mein Argument, Papa sei schon groß und könne ruhig allein schlafen und ich wäre doch da und wir könnten einfach liegen bleiben – in seinem Bett –, hat er nicht akzeptiert. Stattdessen griff er sich seine Tiere und erklärte mir, das müsse jetzt so sein. Ich solle ihm glauben, das wäre manchmal so im Leben. Na ja, egal. Eines Tages muss er ja mal nachts Ruhe geben. Ich hoffe nur, ich erlebe das noch. Immerhin schläft Lilly jetzt durch.«

»ICH WILL KÄMPFEN!«, hörte ich einen der blonden Wecker im Hintergrund brüllen, gefolgt von einem lang anhaltenden Schrei, der mich an die Indianerfilme

erinnerte, die ich früher samstags immer sehen durfte. Eine Sekunde später hörte ich, wie etwas zu Bruch ging. Was auch immer es war, es machte ordentlich Krach, während es zerbrach. Da ich nicht wusste, in welchem Zimmer Vera zum Telefonieren saß, konnte ich auch nicht mitraten, was es war. Aber ich tippte mal, dass sie noch im Bett lag.

»Scheiße! Tom, was machst du denn da?«, fluchte sie jetzt und klang plötzlich sehr wach.

»Scheiße sagt man nicht«, erklärte der Kämpfer.

»Oh Mann! Ich ruf zurück, sorry, ich muss mal kurz LKA spielen und jemanden in Gewahrsam nehmen! Bis gleich!« Sie legte auf.

Vera war früher vor fünf Uhr nachts nicht ins Bett zu bekommen. Und heute? Heute kannte sie nichts Schöneres als Schlafen und brauchte mindestens drei Espressi, wenn wir uns mal nach 19 Uhr trafen. Ließe man ihr die Wahl zwischen einer Liebeskind-Tasche und der Möglichkeit, ein Wochenende im Bett zu verbringen, würde sie sich für Letzteres entscheiden. Ansonsten war sie – trotz ihrer drei Raketen und ihres Jobs, von Haus, Hof und Ehemann mal ganz zu schweigen – immer noch die »Alte«. Die humorvolle, lebenslustige Vera. Sie hatte ihr Architekturstudium erfolgreich beendet, eine Dreiviertelstelle in einem Büro in der Hafencity und sah dabei auch noch, von ein paar kleinen Falten um die Augen mal abgesehen, super aus. Wie sie das alles hinbekam ohne Zehner-Karte für den Therapeuten, war mir manchmal ein Rätsel. Andere Leute waren schon mit einem Kind überfordert. Davon durfte ich mich in regelmäßigen Abständen überzeugen, wenn Mütter mit ihren Kindern ins Fotostudio kamen.

Wie mir das wohl gehen würde? Ob ich mich verändern würde, wenn ich ein Baby bekäme? Und wenn ja, würde ich es überhaupt merken? Vielleicht sollte man vorsorglich mit den besten Freunden abmachen, dass sie die Hand heben, wenn man »komisch« wurde. Ja, so würde ich es machen. Das war doch mal eine gute Idee! Ums Handheben würde ich allerdings am ehesten Max bitten, der war von allen der Neutralste. Und am wenigsten hormongesteuert.

Ich legte das Handy wieder weg, nahm meinen Latte und öffnete die Balkontür. Wunderbar frische Luft kam ins Wohnzimmer. Dafür, dass es ein früher Vormittag im Mai war, fand ich es draußen überraschend mild. Ein Mai in Hamburg! Ich stellte mich auf den Balkon, direkt an die alte, gusseiserne Brüstung, an der meine frisch bepflanzten Blumenkästen hingen, und holte tief Luft. Ich liebte den Frühling! Es war meine absolute Lieblingsjahreszeit. Alles spross und blühte, es wurde wärmer, herrlich! Eigentlich. Wenn dieser komische Traum nicht gewesen wäre. Vor meinem inneren Auge schloss sich immer noch dieses blöde Tor, und ich hörte den alten Mann sagen: »Sie sind zu spät! Sie sind zu spät! Sie sind zu spät!«

Ich machte die Augen zu, rieb mit der freien Hand darüber, dann öffnete ich sie wieder. »Okay«, sagte ich und sah zum Himmel, der keine Wolken im Angebot hatte und traumhaft hellblau strahlte. »Okay. Ich nehme das jetzt mal als Zeichen. Daaaanke!«, rief ich hoch. In der Hoffnung, dass es da oben jemand hörte und diesem Albtraum ein Ende bereiten würde.

»Alles in Ordnung?«, fragte links von dem Balkon

neben mir der alte Mann aus dem Nachbarhaus, der in weißem Rippunterhemd und Jogginghose seine Pflanzen goss.

Ich zuckte zusammen. Himmel, hatte ich mich erschrocken! »Ja«, sagte ich lächelnd nach einer Schrecksekunde. »Alles tip top!«

Er nickte nur und ging in seine Wohnung. So, nun war ich wach. Ich sah runter auf die Straße. Gegenüber an der Ecke beim Gemüsetürken wurden Waren angeliefert, links daneben im Kiosk stand eine Schlange bis vor die Tür. Wobei ich sagen muss, dass maximal sechs Leute in Olgas Laden passen. Seitdem die Grundgute auch noch Brötchen verkaufte, war der 10 Quadratmeterladen jeden Samstagmorgen gerappelt voll. Vielleicht sollte ich auf Backwaren umsteigen.

Jetzt stellte ich aber erst mal mich selbst um, und zwar auf »Wochenende«. Das musste ich noch üben. Bis vor Kurzem hatte ich schließlich jeden Samstag in meinem Studio gestanden. Vor ungefähr sechs Wochen hatte ich dann beschlossen, dass ich mehr beziehungsweise überhaupt mal Freizeit brauchte. Nach dieser Erkenntnis besorgte ich mir eine Teilzeitkraft, die einsprang, wenn ich einen freien Samstag brauchte – so wie jetzt. Damit machte ich zwar noch keinen Gewinn, so wie Olga, hatte aber meine Ruhe. Zumindest so lange, bis Louisa, meine Neuanschaffung, anrief und wissen wollte, was wo lag und wie viel kostete.

Mein Handy klingelte. Gedankenübertragung, würde Kiki jetzt sagen!

»Ja?«

»Ähm, hi … Sorry, dass ich störe …«, meinte Louisa in

einem Tonfall, der mir Angst machte. »Ich hab ein Problem.«

O Gott. Ich überlegte, ob die Versicherung auch bei Überschwemmung oder Einbruch Schäden ersetzte oder nur bei Feuer.

»Frau Baier ist gerade da und will ihr Porträt abholen.«

»Ja, super. Es steht unter B in der Ablage.«

»Das hab ich auch gefunden, aber Frau Baier vermisst ihre Hand.«

»Bitte, was?«

»Sie meint, das wäre nicht ihre Hand auf dem Foto.«

Ich holte tief Luft. »Wessen Hand soll es denn sonst sein? Meine ist es nicht, ich habe die Kamera gehalten.«

Drehten jetzt alle durch? Ich überlegte, ob das ein Telefonstreich irgendeines Radiosenders war. Wie kann man seine eigene Hand nicht erkennen?

»Sie meint, es ist auf keinen Fall ihre Hand.«

»Und jetzt?«

»Genau das wollte ich dich ja fragen. Sie will nämlich ein neues Shooting.«

Herr, gib mir Ruhe und Gelassenheit. »Sag ihr bitte, ich bin fest davon überzeugt, dass es ihre Hand ist. Sie kann die Hand aber auch sonst gern herausschneiden und sich die von Heidi Klum reinkleben«, meinte ich genervt.

»Das soll ich ihr so sagen?«

»Ja! Äh … nein, natürlich nicht. Netter. Aber ungefähr so.«

Ich legte auf. Himmel noch mal.

Dann ging ich ins Bad. Manchmal hilft nur Duschen.

Als ich mit nassen Haaren und in ein Handtuch gewickelt

wieder aus dem Bad kam, stand Bob in seinem hellblauen Pyjama, den ich ihm zu Weihnachten geschenkt hatte, im Flur vor mir, spielte Luftgitarre und sang »We don't need another hero« von Tina Turner. Das tat er eigentlich fast immer, wenn ich aus der Dusche kam, weil mir dann die Haare wortwörtlich zu Berge stehen, und er fand Tina Turner dazu auch nach Jahren noch lustig. Dabei sah er selbst nicht viel besser aus: Seine kurzen braunen Haare lagen nämlich eindeutig so, als hätte er die gesamte Nacht auf ein und derselben Seite gepennt, der linken. Aber selbst so hätte ich ihn mir gleich wieder schnappen und zurück ins Bett gehen können. Ich fand ihn immer noch so attraktiv wie am ersten Tag. Daran änderten auch platt gelegene Haare nichts. Außerdem war ich ein klitzekleines bisschen stolz, dass *mir* dieser Fang ins Netz gegangen war. Jawohl. Ich hatte verdammt noch mal Glück!

»Denk dir mal was Neues aus«, meinte ich lachend, gab ihm einen Kuss auf seinen Drei-Tage-Bart, der langsam anfing zu piksen, und ging an ihm vorbei.

»Guten Morgen, Schatz. Hast du gut geschlafen?«, wollte Bob betont freundlich wissen und folgte mir ins Schlafzimmer, wo ich verzweifelt in meinen Kleiderschrank blickte.

»Ja, danke«, murmelte ich, während ich die Schublade mit den T-Shirts rauszog und unmotiviert darin rumwühlte, bis mir der sorgfältig zusammengelegte Haufen entgegenkam und auf den Boden vor meine Füße fiel. »Mist.« Ich bückte mich, hob den T-Shirt-Berg auf und legte ihn aufs Bett. »Ich habe gut geschlafen. Nur zu kurz. Ich bin nämlich davon aufgewacht, dass mir ein Mann in einem Supermarkt sagte, ich wäre zu spät und

ich würde kein Kind mehr bekommen. Jedenfalls bin ich davon aufgewacht und konnte nicht mehr schlafen.«

»Hmmm … vielleicht hast du gestern Abend zu viel oder zu schwer gegessen«, meinte Bob, verließ das Zimmer und verschwand in Richtung Bad.

Was hatte mein Nudelauflauf mit einem völlig absurden Traum zu tun, fragte ich mich, während ich weiter nach passenden Klamotten suchte.

»Deine Eltern kommen heute Nachmittag«, rief ich ihm hinterher, weil es mir beim Thema Essen gerade einfiel. »Vielleicht kannst du ein paar Stückchen Kuchen mitbringen, wenn du eh zum Bäcker gehst?«

»Wieso? Heute?«, fragte er und guckte wieder um die Ecke ins Schlafzimmer.

»Ja, um drei«, bestätigte ich und dachte heimlich: *Wenn sie denn pünktlich sind.*

Bobs Eltern hielten nichts von Umgangsformen oder verbindlichen Verabredungen. Sie waren wirklich liebenswürdig, aber eben auch alles andere als, wie soll ich sagen … normal. Oder um es auf den Punkt zu bringen: etwas durchgeknallt. Bis vor ein paar Jahren hatten sie noch an jeder Demo dieser Stadt teilgenommen. Auch an denen anderer Städte. Demo-Tourismus sozusagen. Es war, glaube ich, eine Art Hobby für sie. So wie andere in ihrem Alter golften, gingen sie eben demonstrieren. Gegen den Staat, die Stadt oder was auch immer. Manchmal fragte ich mich, ob sie eigentlich immer genau wussten, gegen was sie da gerade aktuell waren. Das letzte Mal, als wir einen Anruf erhielten, hatten sie sich an eine Bahnstrecke gekettet, um den Castor-Transport zu verhindern. Mit 65 Jahren! Da lobte ich mir meine Mutter. Das einzig

Verrückte, was die tat, war sonntags um zehn in die Kirche zu gehen, um dem lieben Gott und dem Rest der Gemeinde zu beweisen, dass sie eine ohrenbetäubend laute Stimme hatte.

Vermutlich lag es an seiner Kindheit im Bauwagen, all den selbst gefilzten Klamotten, die er tragen musste, und dem Wasser, das sie in Eimern aus einem Brunnen holten, dass Bob so anders geworden war. So bürgerlich. Er hatte sogar einen Bausparvertrag, womit ihn seine Eltern regelmäßig aufzogen. Dabei wohnten sie selbst inzwischen in einer hübschen Wohnung mit fließend Wasser und elektrischer Heizung. Was für ihre Verhältnisse fast schon spießig war.

Bob hieß übrigens Bob, weil seine Eltern damals als Hippies den ganzen lieben Tag lang Bob Marley gehört hatten. Als dieser kleine Wurm dann zwischen einem Lagerfeuer und Gitarre spielenden, singenden Mitbewohnern, die vermutlich Blumenkränze auf dem Kopf trugen, zur Welt kam, fiel ihnen anscheinend nichts Besseres ein.

»Ich geh joggen, willst du mit?«

»Ne, danke«, rief ich Bob hinterher, der nun endgültig im Bad verschwunden war.

Ich zog mich an und kämmte mir die Haare. Ich hatte mir gerade einen modischen, geraden Pony schneiden lassen, und der verlor seinen Kultstatus, wenn er nicht ordentlich gekämmt war. Da klingelte wieder mein Handy. Ich lief ins Wohnzimmer. Vera.

»Na, alles wieder im Griff?«, fragte ich.

»Einigermaßen. Es war nur eine von diesen großen Glasvasen, in denen ich Trockenblumen stehen habe. Gott sei Dank. Sonst würde ich jetzt vermutlich immer noch feu-

HEYNE

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Tina Wolf

Mit zwei Pampelmusen auf den Himalaya
Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-41150-0

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2014

Wo bleibt denn nun der blöde Storch?

Lisa ist ein Glückspilz. Die leicht chaotische Fotografin hat ein florierendes Studio in Hamburg, zwei tolle beste Freundinnen, und sie ist mit ihrer großen Liebe Bob verheiratet. Fehlt nur noch eins zum großen Glück: ein Baby. Aber das klappt einfach nicht. Lisa klemmt sich hinter das Projekt – der Himalaya ist ja auch bezwungen worden! Doch irgendwann verliert sie dabei Bob aus den Augen, und als er ihr eines Tages wegläuft, muss sie einsehen, dass im Leben nicht immer alles glattläuft ...

Der Titel im Katalog